

Christine
Lehmann

dot
books

Roman

Die
Rache-
Engel



Als Rachel die Fähre bestieg, hatte sie endlich die beiden Damen aus den Augen verloren. Dafür fand sie auf dem Vorderdeck die junge Frau mit den malvenfarbenen Haaren wieder, die weder ein Lächeln für die Kinder, die schreiend das Schiff erkundeten, noch Augen für die Möwen, die in der Luft baumelten, zu haben schien. Liebeskummeraugen, dachte Rachel. Ein Gesicht für einsame Spaziergänge gegen den Wind, der die Tränen in die Augen trieb. Auch solche Frauen wurden verlassen, vielleicht sogar noch öfter als solche wie sie selbst, überlegte Rache, denn solche wie sie selbst wurden weniger begehrt und darum auch seltener fallen gelassen. Immerhin ein Vorteil.

Die Motoren grummelten. Als das Schiff ablegte, stürzten sich die Möwen in den Schlick am Ufersaum, an den das aufgewühlte Wasser schwappte. Die Fähre gewann langsam Fahrt entlang von Pricken, die wie Hexenbesen die Fahrrinne markierten.

Aus dem Sommerdunst löste sich die Insel und bekam Konturen – der Westkopf, beschwert von roten Häusern und braunen Dächern, nach rechts in graugrüne Wellen auslaufend, die zwischen Meer und Himmel verdunsteten. Rachel atmete tief ein.

3.

Götz lehnte sich auf seinem Schreibtischstuhl zurück und faltete die Hände im Nacken. Das Fenster mit Blick auf den Garten stand offen und ließ sommerwarmen Nordseewind herein. Hinter dem zweiten Fenster wellte sich der Ostteil der Insel. Nach drei Wochen Sonne waren die Dünenlinie im Norden und die Aussichtsdüne silbrig und strohig geworden. Er wusste, dass die Insel bis in den letzten Winkel ausgebucht war. Aber auf dem Weg zur Aussichtsdüne inmitten des Dünenmeers war kein Mensch, kein Fahrrad, keiner der Bollerwagen zu sehen, in denen die Eltern die Kleinkinder über die Insel zogen. Sie waren alle am Strand. Seit drei Wochen war auch im Wellenbad kein Geschäft zu machen.

Er blickte auf den Tidenkalender, der an der Schreibtischlampe klemmte. Er war erst gestern aus Hamburg gekommen und hatte Ebbe und Flut noch nicht verinnerlicht. Niedrigwasser war erst am Abend. Er musste noch einige Stunden warten, bevor er sich die Joggingsschuhe und -hosen anziehen und sich auf seine Lieblingstour um die Ostspitze der Insel und übers Watt machen konnte.

Warum sich sein Vater vor knapp zehn Jahren nach seinem Herzinfarkt ausgerechnet auf diese Insel zurückgezogen hatte, die kleinste unter den ostfriesischen Inseln, hatte er nicht recht verstanden. Früher hatten sie hier zwar immer Urlaub gemacht, aber sein Vater war eigentlich nicht der Mann gewesen, auf sein Auto zu verzichten und zu Fuß zu gehen oder Fahrrad zu fahren. Im Lauf seiner Sommerbesuche hatte Götz dann gespürt, wie gut es tat, dass hier alles langsamer ging. Um von Fähren und Wassertaxis unabhängig zu sein, hatte er sich ein Boot zugelegt und einen Exklusivvertrag mit dem Cessna-Piloten Kalle geschlossen. Erstaunlich lieb waren ihm inzwischen die Dünenhügel mit dem Silbergras, das Sanddorngebüsch in den Kuhlen, das Gehoppel der Kaninchen allerorts und der tiefe Horizont geworden.

Für seine Eltern mochte es so aussehen, als wäre er ein anhänglicher Sohn. Aber er hätte nicht sagen können, ob er an seinem Vater hing. Oder umgekehrt, ob er ihn hasste. Wenn er sich nach seinen Gefühlen für seinen Vater, seine Stiefmutter und seine Halbschwester befragte, fand er keine Antwort. Da war nichts. Er hatte keine Gefühle.

Das war ihm mit sechzehn oder siebzehn plötzlich klar geworden. Er fühlte nichts. Auf einmal verstand er, was ihn seine ganze Kindheit hindurch in Sandkästen, im Kindergarten, in der Grundschule und im Gymnasium immer so befremdet hatte: wutverzerrte Gesichter, Zornestränen, traurige Mienen, all die Leidenschaften seiner Gefährten, die aus dem Nichts entstanden und fast den ganzen Inhalt ihrer Wortwechsel ausmachten. Nie hatte er den Grund herausgefunden, warum plötzlich ein Mitschüler gequält werden musste, genauso wenig wie er begriff, warum ein Petzer oder Streber, den man sich zum Opfer auserkoren hatte, alles über sich ergehen ließ, zuerst auftrumpfend, dann ängstlich und schließlich ergeben. Er selbst hatte kaltblütig zugeschlagen, als die Klassenrowdys ihn als Streber einkreisten. Damit war die Sache erledigt gewesen. Und dieselben Rowdys verfielen dann vor Klassenarbeiten ins Zittern und Bibbern und wimmerten beim Gedanken daran, den Eltern ihre Noten und Zeugnisse zeigen zu müssen. Dabei, was konnte schon passieren? Umbringen würden die Eltern sie ja nicht.

Im Grunde waren die Regeln sehr einfach. Klassenarbeiten folgten einem simplen Schema. Sie verlangten einem immer nur das ab, was man vorher durchgenommen hatte, nie etwas anderes. Um in der Schule zu scheitern, musste man sich schon sehr blöd anstellen, fand Götz. Und wenn man nicht als Streber verfeimt werden wollte, dann ließ man andere eben abschreiben, hänselte, wenn alle hänselten und ging miteinander kicken. Götz begriff nicht, warum die anderen sich mit Spickzetteln abmühten, mit den Zähnen klapperten und so viel Gehirnschmalz auf Gemeinheiten verschwendeten, die man Mitschülern antun musste, die einem doch eigentlich völlig gleichgültig sein konnten. Diese Aufregereien überall. Eines Tages bekam er eine Klassenarbeit vom Deutschlehrer zurück, eine Gedichtinterpretation, unter der eine glatte Fünf stand. »Sie sind ein emotionaler Analphabet«, hatte der Lehrer dazu geschrieben. Deutsch war für Götz immer wie russisches Roulette gewesen. Er erinnerte sich noch gut an das Gedicht mit dem Titel: »Gefrorene Tränen«. Sogar der Name des Autors war ihm im Gedächtnis geblieben – Wilhelm Müller.

Gefrorene Tropfen fallen
Von meinen Wangen ab:
Ob es mir entgangen,
Daß ich geweinet hab?

Ei Tränen, meine Tränen,
Und seid ihr gar so lau,
Daß ihr erstarrt zu Eise
Wie kühler Morgentau?

Und dringt doch aus der Quelle
Der Brust so glühendheiß,
Als wolltet ihr zerschmelzen
Des ganzen Winters Eis.

Er hatte wie üblich erst einmal das erledigt, was nicht Meinungssache war: Versmaß, Versform und Reim. Aber dann war es problematisch geworden. Wie konnte Morgentau zu Eis gefrieren? Wenn Feuchtigkeit am Grashalm kondensierte und gefror, dann war es kein Tau, sondern Raureif, der überdies am Morgen schmolz. Auch konnten Tränen nicht auf dem Gesicht gefrieren, es sei denn vielleicht, der Dichter hätte sich am Nordpol aufgehalten und bereits Erfrierungen am Gesicht gehabt. Außerdem waren Tränen, wenn sie aus den Tränensäcken stiegen, nicht heißer als 37 Grad. Keine Aussicht, dass sie des ganzen Nordpolwinters Eis schmelzen konnten.

Eigentlich war Götz ganz zufrieden mit seinem Argumentationsgang gewesen. Aber unter seinem Aufsatz stand eine Fünf und der Satz: »Sie sind ein emotionaler Analphabet.« Was hatte er gefühlt, als er das las? Was genau? Das fragte Götz sich danach oft. Wohl hatte er sich nicht gefühlt. Es war ein unbehagliches Verwundern gewesen. Warum erkannte der Lehrer seine physikalischen Erläuterungen nicht an? Er hatte irgendwelche

Regeln nicht kapiert.

»Sie sollten keine Physikarbeit schreiben, sondern eine Gedichtinterpretation«, hatte der Lehrer ihm erklärt, als er nach der Stunde zu ihm gegangen war. »Das Gedicht handelt von Trauer in einer kalten Welt, nicht vom Gefrierpunkt des Wassers.«

Die Antwort hatte Götz nicht sonderlich befriedigt. Wieso Trauer? Hatte Trauer etwa mit Kälte zu tun? Letztlich hatte es bei ihm eine diffuse Verunsicherung ausgelöst, die ihn bis heute quälte. Er hatte sich bemüht, Gefühle auswendig zu lernen wie seine Mitschüler Vokabeln: Gestik, Mimik und Vokabular für die soziale Simulation von Ärger, Wut, Enttäuschung, Glück oder Liebe. Im Grunde steckte auch hinter diesem ganzen Gefühlszeug Logik. Zum Beispiel verlangte diese Fünf in Deutsch einen Racheschwur, der einen Streich zur Folge haben musste, der darin bestand, dass man das Auto des Lehrers mit Trockeneis füllte, sodass es mitten im Sommer beschlug und winterlich zufror.

Auch nickte jedermann verständnisvoll, wenn Götz vor dem schriftlichen Abitur verkündete, er habe Angst vor romantischen Gedichten. Dabei hatte er keine Angst, denn er musste ja kein Gedicht auswählen. Außerdem war er sich mittlerweile sicher, dass er die Grammatik der Gefühle ausreichend gut beherrschte, um in einem Stück Literatur den Mangel an physikalischer Plausibilität zu ignorieren und sich auf das Arsenal an Symbolik zu konzentrieren. Im Grunde war auch das ganz einfach, wenn man einmal kapiert hatte, dass Poeten allgemein Begriffe wie Dunkelheit, Kälte oder Einsamkeit den negativen Registern und Bilder wie Tau, Sonnenaufgang oder Gesang den positiven zuordneten. Dann ließ sich die Interpretation sogar errechnen: »Eis und Nacht, Anlass zur Trauer.« Er musste sich nur davor hüten, Mutmaßungen darüber anzustellen, wieso ein Dichter die Welt eigentlich als einen ihm feindlich gesinnten Nordpol definierte.

Das Abitur war die letzte Prüfung in seinem Leben gewesen, bei der es für ihn böse Überraschungen hätte geben können. Während seines Jura- und BWL-Studiums entdeckte er, dass das weiße Blatt, das er anstelle einer Seele im Körper hatte, eher von Vorteil war. Vor allem die Juristen verstanden es, menschliche Leidenschaften auf eine einfache Formel zu bringen: »Eva Geldgier ertappt ihren Mann in flagranti mit Lola Untermieter und ersticht ihn. Damit ist sie Alleinerbin seiner Firma. Soll Staatsanwalt Cleverle sie wegen Mordes oder Totschlags anklagen?« Es war ganz einfach: Mord bei Habgier, Totschlag bei spontaner Tat im Affekt. Blieb nur zu fragen, ob Eva Geldgier womöglich Lola Untermieter zu einer Liebelei mit ihrem Mann ermuntert hatte. Dann war es ein geplanter Mord.

Doch als Götz mit Anfang zwanzig beim Snowboard fahren abseits der Piste von einer Lawine verschüttet wurde, ging ihm auf, dass Gefühle auch zu etwas nütze sein konnten, zum Beispiel die Angst. Seine Kumpels hatten skeptisch den jungfräulichen Hang gemustert, sich am Kinn gekratzt und die Köpfe geschüttelt. Er hatte ihnen vorgehalten, dass die Wahrscheinlichkeit, dass bei Millionen von Wintertouristen in den Alpen ausgerechnet sie von einer Lawine erfasst würden, im Promille-Bereich lag.

Er hatte fast schmunzeln müssen, als dann unter ihm der ganze Hang in Bewegung geriet. Wahrscheinlichkeit hieß eben auch, dass man den Eintritt eines Ereignisses nie ausschließen konnte. Kaltblütig und furchtlos hatte er geglaubt sportlich genug zu sein, um sich auf dem Snowboard aufrecht halten zu können. Doch ungeheure Gewalten hatten ihm

das Brett weggerissen und ihn jeglicher Macht über seine Glieder beraubt. Er hatte sich, als er seine Ohnmacht einsah, immerhin noch auf den Bauch werfen können. Das hatte ihm das Leben gerettet. Der Schnee, der ihm tonnenschwer über den Rücken prasselte, drang ihm nicht in Mund und Nase und ließ ihm, als sich alles einbetonierte, eine Atemhöhle frei.

Mit tiefem Unbehagen erinnerte sich Götz an seinen eisigen Schrecken, als ihm kurz vor dem Stillstand der Schnee unter den Jackenkragen drang. Ein Stich von Todesangst vielleicht, die Gewissheit zumindest, dass er sich selbst nicht mehr befreien konnte. Doch sofort hatte er angefangen zu rechnen, um wie viel Grad seine Körpertemperatur pro Stunde fallen würde. Wenn die Kälte, die seine Hände und Füße, dann Beine und Arme allmählich gefühllos machte und von ihm abtrennte, sein Herz erreicht hatte, war er tot. Er gab sich zwei bis drei Stunden. Das musste den Rettern mit ihren Hunden eigentlich reichen, ihn zu finden.

Eine Journalistin hatte ihn später gefragt, wie er sich gefühlt habe. Genauer, sie hatte ihn gefragt: »Wie fühlt man sich eigentlich, wenn man eingebrockt in Schnee und Finsternis stundenlang festliegt, ohne zu wissen, was sich draußen tut?«

Er habe an seine Familie gedacht, hatte er behauptet. Das hatte er vielleicht auch getan. Aber eigentlich hatte er keine Erinnerung an das, was er in den Stunden der Finsternis gefühlt hatte. Es war nicht einmal sonderlich unangenehm gewesen. Müdigkeit hatte die Macht übernommen, eine wohltuende Gleichgültigkeit. Wie eine Besinnungspause, in der ihm kristallklar wurde, dass er das dreißigste Lebensjahr nicht erreichen würde, wenn er sich nicht rationale Kriterien erarbeitete zu erkennen, wann er sich in Gefahren begab, die er mit eigener Kraft nicht mehr beherrschen konnte. Dabei hatte er sich gehütet, sich zu fragen, wozu er eigentlich das dreißigste Lebensjahr erreichen musste.

Ob man Todesangst habe, hatte ihn Tage später im Krankenhaus die junge Journalistin gefragt, die mit ihrem Kamerateam zufällig bei seiner Rettung dabei gewesen war.

»Todesangst? Nein. Ob *man* sie hat, weiß ich nicht. Ich hatte keine. Ich vermute, die Kälte lähmt und verhindert, dass man sich aufregt. Man verliert allmählich das Gefühl für sich selbst. Man weiß nicht mehr, wo die eigenen Füße und Hände abgeblieben sind. Der Körper löst sich auf. Man geht ein ins Nirwana. So ungefähr war das für mich. Ein Nichts ohne Raum und Zeit.«

Irgendwann hatte er einen Hund bellen hören – ein jaulendes, übereifriges, von halb verrückter Erfolgsfreude aufgestacheltes Bellen – und zu schreien versucht, es aber nicht gekonnt. Ohnehin war es unnötig. Man hatte ihn gefunden. Und wenn sie keine Fehler machten, dann würde er auch nicht den Bergungstod sterben.

Ein Jahr später, als er sich die Videokassette mit der Reportage über Lawinenhunde anschaute, hatte er erfahren, dass er das einzige Lawinenopfer war, das sich beim Hundeführer und seinem Hund bedankt hatte. Die anderen, so behauptete die Journalistin, hindere wohl die Scham daran. Was für eine Scham?, hatte er sich gefragt. Scham darüber, allen Warnungen zum Trotz unvernünftig gewesen zu sein. Immerhin hätten die Retter ihr Leben riskiert, um einen Leichtsinnigen zu retten. Das Wort »Leichtsinn« hatte Götz sich gemerkt. War er leichtsinnig? Allerdings, wofür lebten die Hundeführer und ihre Hunde denn, wenn nicht dafür, solche Wagemutigen wie Götz aus dem Schnee zu buddeln und